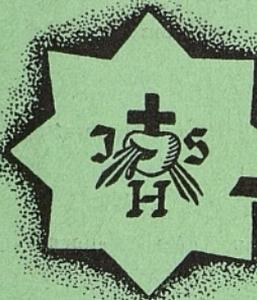


Katholische Missionszeitschrift der Missionäre Söhne
des hl. Herzens Jesu



Stern der Neger

Nummer 6 - Oktober 1940

43. Jahrgang

Zum Titelbild: Missionäre, sehr vertraulich mit einem Götzenbild.

Im Innern Savas nach der Ostseite hin finden sich noch Götzenbilder aus der Hinduzeit meist verlassen, seitdem der Islam den Hindukult verdrängt hat. (Lazaristenmissionäre in Soerabaja). (Fides Foto.)

Inhalt: Christus König, S. 81. — Triumphaler Empfang des ersten schwarzen Bischofs in Uganda, S. 82. — Ein Brief aus Pozuzo, Peru, S. 83. — Sitten und Gebräuche bei den Vapedi, S. 87. — Makubela, S. 91. — Der Rosenkranzmonat, S. 93. — Als Missionsarzt unter den Basuto, S. 93. — Lanze und Kreuz, S. 96. — Abbildungen: Monf. Kivanuka wird in Uganda empfangen, S. 82. — Auf Missionstour bei den Indianern, S. 85. — Erstes Pfarrhaus im Lande der Vapedi, S. 89. — Missionsärzte in Südafrika, S. 94. — Schillukmädchen, S. 96.

Preis: ganzjährig Italien 8 Lire, Ungarn 2.50 Pengö, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2.50 Franken. Versand durch Missionshaus Millan b. Bressanone, Italia.

Missions-Gebetsmeinung für den Monat Oktober.

Die Katholiken in den Missionen.

Was etwa diese Gebetsmeinung von uns will, die für den Rosenkranzmonat vorgelegt ist? Offenbar sollen wir recht innig darum bitten, daß die katholischen Laien in den Missionsgebieten, die Eingeborenen und die Weißen, die richtige Stellung einnehmen zu Christus dem König, daß sie sich in heiliger Treue, Gewissenhaftigkeit und Begeisterung um ihn scharen und sich der Pflichten des modernen Katholiken stets bewußt zeigen, die in der Einladung zur katholischen Aktion, d. h. zur Seelsorgshilfe so dringlich empfohlen sind.

Daß jeder Katholik im Missionsland seinen Mann stelle, durch gutes Beispiel andere anziehe, durch ein gutes Wort zur rechten Zeit und durch sonstige opferfreudige Hilfe die Arbeit der Missionäre fördere, darum flehen wir durch und mit Maria der Königin des heiligen Rosenkranzes. O Gott, gib ihnen deine Gnade dazu, sende ihnen solchen Geist; das heilige Feuer des Pfingstfestes sende auf sie herab o Christus König der Welt!

Bruder Meinrad hilft.

„Meine Mutter hatte eine Infektionswunde am rechten Daumen. Die Sache war sehr gefährlich, und wir glaubten schon, der Finger müsse operiert werden. Wir haben dann zu Bruder Meinrad Zuflucht genommen und Veröffentlichung versprochen, wenn der Finger gut heilen würde. Schon nach kurzer Zeit heilte der Finger ohne jede ärztliche Hilfe. Innigen Dank dem guten Bruder Meinrad.“

Es wird berichtet: „Auf die Fürbitte der Gnadenmutter von Einsiedeln und des Dieners Gottes Bruder Meinrad habe ich eine schwere Operation leicht und glücklich überstanden. Veröffentlichung war versprochen.“

Wir bitten um das Gebet für die in den letzten Monaten verstorbenen Abonnenten!
R. I. P.

Herausgeber: Kongreg. d. Missionäre Söhne d. hl. J. Herzens Jesu, Millan-Bressanone.
Schriftleitung: Dr. theol. et phil. P. M. Kaffener F. S. C., Millan-Bressanone.
Druck: A. Weger's Buchdruckerei, Bressanone.

Nulla osta. — R. Prefettura, Bolzano — Gab. No. 5087, 28 dicembre 1939—XVIII.

Stern der Neger

Katholische Missions=Zeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation: Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Nummer 6

Oktober 1940

43. Jahrgang

Christus König!

Wer ist's, der seine Geißel schwingt,
Daß grimmen Zornes Lieder singt
Ins Ohr sie dem Gelichter?

Er ist's, der heilig hält sein Haus,
Der rüstig setzt die Tenne aus –
Die Spreu fliegt in die Winde.

Wer ist's? Er streckt die Hand hinaus
In wilden Meeressturmes Graus
Und Wind und Wellen schweigen!

Er ist's, der böse Geister bannt,
Die winselnd unter seiner Hand
Hinab zur Hölle fahren!

Wer ist's, dess' Kleid vom Blute rot,
Der dort in bitterer Kampfesnot,
Allein im Schwarm der feinde?

Er ist's, der Sieger! Ach so wund!
Dort stößt sein Schwert er in den Grund
Und sinkt ermattet nieder.

Wer ist's? Im Abendjonnenglanz
Blickt strahlend noch der Siegeskranz
Vom Kreuzknauf seines Schwertes.

Er ist's, der freudig sich erhebt,
Erquickt vom Schlaf; – die Erde hebt
In hellem Osterjubil!

Wer ist's, der dort die Reinen weist
In alle Welt, die Fänger heißt
Des Reiches Grenzen weiten?

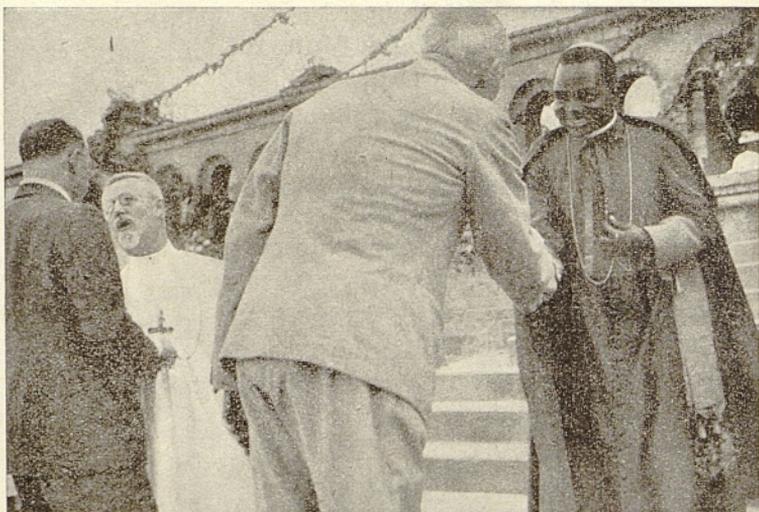
Er ist's, der Gottmensch Jesus Christ,
Dess' Name unser Schlachtruf ist,
Der König aller Zeiten!

π

Triumphaler Empfang des ersten schwarzen Bischofs in Uganda.

Risubi (Uganda). — S. Erz. Mons. Kiwanuka von den Weißen Vätern, Apost. Vikar von Masaka, hatte sich am 29. Jänner 1940 zusammen mit S. Erz. Mons. Streicher, dem ehemaligen Apost. Vikar von Uganda, in Marseille eingeschifft und kam am 23. Februar in Kampala an. Die beiden Apostolischen Vikare von Uganda und Ober-Nil erwarteten am Bahnhof ihren Mitbruder, die Menge bereite ihrem Landsmann einen begeisterten Empfang. Die Kathedrale von Rubaga war gefüllt mit Christen, die den ersten Bischof ihres Blutes sehen wollten. Nach einem Besuch beim Regenten von Buganda und dem englischen Protektoratsgouverneur Sir Mitchell begab sich Mons. Kiwanuka in seine Mission Masaka, wo eine Woche später die eigentlichen Empfangsfeierlichkeiten stattfanden. Sie dauerten drei volle Tage. Am 2. März fand auf dem Vorplatz der Kathedrale von Rubaga ein glänzender Empfang im Freien statt, zu dem 400 Personen darunter 250 Schwarze geladen waren. König Mutesa nahm teil mit der Königinmutter Irene, den Regenten, Ministern, den zwanzig Großhäuptlingen der Provinz (8 katholisch, 10 protestantisch und 2 mohammedanisch). Ebenso waren der Gouverneur mit Gemahlin, der Resident, die beiden Apost. Vikare von Ober-Nil und Ruwenzori, die zwei protestantischen Bischöfe von Namirembe und Mombasa bei dem Fest zugegen.

Am Sonntag, den 3. März hielt Mgr. Kiwanuka die Pontifikalmesse und darnach eine eindrucksvolle Predigt. Zum Schluß knieten alle



Mons. Kiwanuka wird in Uganda empfangen.

S. Erz. Mons. Kiwanuka, der erste schwarze Missionsbischof Afrikas wurde nach seiner Europareise in der Heimat festlich empfangen. Christen und Mohammedaner, Könige und Volk wollten dem Bischof ihrer Rasse ihre Verehrung bezeugen. Auf dem Bild beglückwünscht der protestantische Bischof Mr. Stuart den Neugeweihten vor der Kathedrale. (Fides Foto.)

— voran der König Mutesa mit seinen Ministern — nieder, um den bischöflichen Segen zu empfangen.

Der Regent verlas eine Adresse im Namen des Volkes und überreichte als praktisches Geschenk für die großen Hirtenreisen ein Automobil. Beim folgenden Bankett machte Mons. Michaud einen prachtvollen Kelch zum Geschenk, den die Weißen Väter von Uganda zum Zeichen ihrer Verehrung gestiftet hatten.

Montag den 4. März war Empfang im Palast des Königs Mutesa in Mengo. Mit den Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie waren zweihundert Eingeladene erschienen, Katholiken, Protestanten, Mohammedaner, Heiden, Vertreter aller Vereinigungen und Gesellschaften des Landes zusammen mit den europäischen Behörden. Ganz Uganda ohne Unterschied der Rasse und Religion ehrte so seinen ersten einheimischen Bischof.

Am 6. März hielt Mons. Kivanuka einen wirklich triumphalen Einzug in Kitov bei Masaka, seiner künftigen Residenz. In einigen Monaten wird der Bau des Bischofshauses soweit gediehen sein, daß er endgültig bezogen werden kann.

Um dieselbe Zeit wird der alte Bischof von Uganda Mons. Streicher seine Einsiedelei in Ibanda aufgeben, um sich aufs neue nach Villa Maria ganz in die Nähe von Bischof Kivanuka zu begeben, um dort wie er sagt, „inmitten seiner Kinder zu sterben“.

(Fides)



Ein Brief aus Pozuzo, Peru.

Am 12. Juni in der Frühe, es regnete, machten wir uns, Don José Egg und ich, auf nach San Salvador. Unsere Absicht war, nicht etwa bloß eine Woche dort zu bleiben, sondern gleich 2—3 Monate wollten wir dort verweilen, um eine Schule zu gründen. Missionsarbeit ohne Schule ist unmöglich. Es fehlt das Fundament. Fast alle Bewohner sprechen Quechua, nur wenige verstehen das kastilianisch und noch weniger sprechen es. Nur einzelne können das Vater unser und Ave Maria beten. Fast jedes religiöse Wissen fehlt. Es war mir klar, nur mit Hilfe einer Schule, durch regelmäßigen, täglichen Unterricht, kann dieser religiösen Unwissenheit ein Ende bereitet werden. Eine Schule gründen, das ist bald gesagt, der Plan schnell ausgedacht, aber damit noch lange nicht Wirklichkeit. Mit gemischten Gefühlen und Hoffnungen machten wir uns also auf den Weg. Wie wird es gehen? Im Dorfe San Salvador selbst, 8 Stunden von Pozuzo entfernt, gab es zwei Parteien. Die einen wollten arbeiten und zeigten Interesse an der Schule, die anderen nicht. Hier in der Kolonie sagte man mir: „Bleiben Sie doch da, Herr Vater, das hat keinen Wert. Diese Indios haben kein Interesse, sie wollen nicht schaffen, sind Faulenzer.“ Don José Egg begleitete mich aus freien Stücken. Er zählte 61 Jahre, ist ein echter Tiroler, voll apostolischer Gesinnung. Er besitzt hier in der Kolonie ein stattliches Anwesen. Aber er ließ alles liegen und stehen und ging mit mir. Das konnte er freilich nur, weil seine Söhne alle schon erwachsen sind und so die Arbeit taten. Um sechs dreiviertel Uhr nachts langten wir in San Salvador an. Unter-

wegs wären um ein Haar zwei Pferde, die die Sachen trugen, den Abhang hinuntergestürzt wegen der Enge des Weges. Gleich am nächsten Tage begannen wir mit der Schule, denn dazu waren wir gekommen. Es waren nur drei Kinder, aber von Tag zu Tag mehrte sich die Schülerzahl. Sie stieg auf 24. Das ist viel für ein Pueblo (Dorf), von nicht mehr als 100 Seelen. Don José hielt Schule unter einem Tambo, ich in einem Tapiahause. Der Mangel an Raum zwang uns zur Teilung der Schule. Ich hatte 11 Kinder, davon verstand auch nicht ein einziges ein Wort kastilianisch, sondern nur Quechua. Ich hinwieder verstand kein einziges Wort Quechua. Der erste Monat war der Schwierigkeiten voll. Doch es ging voran. Die Kinder besuchten regelmäßig vor- und nachmittag die Schule, lernten fleißig und zeigten das größte Interesse. Das war gut. Aber es mangelte noch ein Schullokal und die Lehrkraft, denn wir, Don José und ich konnten doch nicht immer in San Salvador bleiben, bei der riesigen Ausdehnung unserer Pfarrei. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Immer wieder forderte ich die Leute auf, doch an den Schulbau zu schreiten, legte ihnen die Notwendigkeit einer Schule dar und dies tat ich auch mit Hilfe von Dolmetschern. Helf, was helfen mag. Vielleicht denkt sich mancher: Jetzt sind sie schon 11 Monate in Peru, warum lernen sie die Sprache der Eingebornen nicht? Nun hier in der Kolonie spricht man deutsch und kastilianisch und fast niemand Quechua. Wohl besitze ich endlich ein Wörterbuch und eine Grammatik in Quechua. Aber es ist das Quechua von Cuzco, ein Dialekt, den man im Süden des Landes spricht und der weicht gar sehr von dem Dialekte ab, den man in der Provinz Huanuco und Junin spricht. Erst in den letzten zwei Monaten habe ich mitten unter den Leuten etwas Quechua gelernt. Aber dies ist sehr schwierig; denn frage ich sie in kastilianisch, was dies oder jenes auf Quechua heißt, so verstehen sie meine Frage nicht und geben eine falsche Antwort. Nun, hier gilt auch das Sprichwort: Geduld bringt Rosen. Doch nun bin ich ein wenig abgeschweift von dem, was ich berichten will. Nach lanem Bitten und Drängen aino man endlich daran eine Schule zu bauen. Waren zuerst nur wenige Arbeiter am Bauplatz erschienen, so kamen doch von Tag zu Tag mehr, 16—19, und der Bau ging in die Höhe. Heute ist der Bau schon so weit, daß mit Sicherheit der Schul- und Konventbau bis 30. August, dem Feste der hl. Rosa von Lima vollendet sein wird. Der Bau ist zweistöckig. Im Erdgeschoß der Schulraum und im zweiten Stock die Wohnung für den Missionär. Der Bau ist aus gestampfter Erde aufgeführt (Tapiabau). Der ganze Bau beträgt 12 Meter im Quadrat und ist 7—8 Meter hoch. An der unteren und oberen Front besitzt er einen Korridor. Zum Schluß will man den ganzen Bau noch weihen. Auch die Lehrerfrage wurde gelöst. Fr. Franziska Randolf, die früher einmal Lehrerin in Janahuanca war, übernahm auf meine Bitte hin, die Schule. Es war für sie gewiß kein kleines Opfer, denn sie besaß in der Kolonie ein ansehnliches Gut. Sie verkaufte alles und übersiedelte nach San Salvador, wo sie nun schon über einen Monat mit großem Geschick die neu errichtete Schule leitet. Fr. Maria Randolf, ihre Schwester, zog mit ihr und versieht die Küche, so daß nun in zufriedenstellender Weise alles geregelt ist. Lebensmittel zum Unterhalt der Lehrerin und des Missionärs bringen die Leute überreichlich. Von den Schulkindern haben nun schon fast alle die erste hl. Kommunion empfangen. In den letzten 15 Tagen, vom 30. Juli bis 13. August wurden nicht weniger als 253 hl. Kommunionen ausgeteilt. Täglich ist Rosen-

kranz in der Kirche, täglich 20—30 Besucher. Beteten zuerst nur einige nach, weil die anderen es noch nicht konnten, so schallt heute mächtig und laut ihr Beten durch den Kirchenraum.

Besuch der Indianerdörfer Quita Sol und Huayruru.

Nebenbei besuchte ich auch von San Salvador aus Quita Sol und Huayruru. Am 15. Juli kamen zwei Männer von Quita Sol, um mich nach dort zu begleiten. Ich wollte nur 2 Tage bleiben, aber es kam anders. Am Montag Früh, den 17. Juli brachen wir auf nach Quita Sol, 6—7 Stunden von San Salvador und 12 Stunden von der Kolonie entfernt. Außer den Zweien von Quita Sol, begleiteten mich 5 Männer von San Salvador und mein kleiner Sakristan Saturnino Ventura. Um 10 Uhr waren wir in Cocatambo, wo wir im Hause des Don Victor Durring gastliche Aufnahme fanden. Dann ging es weiter, aber Welch ein Weg! Unten rauschte der Pozuzo. Hoch oben an der Felswand klebend, ging unser Weg. Felswände, Urwald, Schutthalden wechselten in bunter Reihenfolge einander ab. Es war kein Weg, sondern nur eine Trofscha. Ueber Wurzeln stolpernd oder von Stein zu Stein hüpfend ging es weiter. Ein überaus ermüdender Weg. Einen Weg über die weit ausgedehnten Schutthalden gibt es überhaupt nicht. Man hat keinen Stand, ist ständig in Gefahr 400—500 Meter tief abzustürzen. Schließlich ermüdet einem dieser Wea so, daß man einfach dahingehet, wie taumelnd. Man sieht nicht mehr die Abgründe, die Gefahren, die einem drohen. Man geht, weil man gehen muß. Heiß brennt die Sonne hernieder. Der Schweiß rinnt in großen Tropfen von der Stirne, der Kopf schmerzt. Die Indios sind diese Touren gewohnt. Der Indio reitet fast nie, er macht alles zu Fuß. Werden ihm seine selbst gemachten Sandalen lästig, so zieht er sie ab und trägt sie in der Hand. Doch auch sie müssen endlich Müdigkeit verspüren und schon geht's los. Akatschau, akatschau kommt es langsam von ihren Lippen,



Auf Missionstour bei den Indianern.

Der gute Kapuznermissionär auf dem Maultierrücken ist ein gern gesehener Gast unter seinen Goajira-Indianern auf Colombia. Man sieht es seiner Tracht an, daß er sich nahe dem Aequator befindet. Weißer Ueberwurf und weißer Strohhut absorbieren die Sonnenstrahlen weniger als andersfarbige Stoffe. (Fides Foto.)

was besagen will: Wie heiß, wie heiß! Um 12 Uhr waren wir unten am Pozuzo. Eine Hängebrücke ohne Geländer führt über den Fluß. Wir überschreiten sie, rutschen einen Felsen hinunter, rasten ein wenig und dann beginnt der beschwerliche Aufstieg nach Quita Sol. Pfeilgerade geht's vom Fluß hinauf in die Höhe. Nach zwei Stunden konnte ich nicht mehr, denn die Sonne brannte fürchterlich heiß auf uns hernieder und der schattenspendende Urwald mit seinem undurchdringlichen Blätterdach fehlte. Un poco descansar, ein wenig ausrasten, sagte ich. Au Taita, war die Antwort und schon hatte einer seinen Pontscho auf den Boden gebreitet und lädt mich zum Hinsitzen. Ein anderer holt eine Papaiafrucht hervor und reicht mir ein Stück. Sie ist sehr angenehm, erquickend und Durst stillend. Fünfmal mußten wir hinsitzen und dann endlich war die erste menschliche Behausung von Quita Sol erreicht. Wir kehrten ein und taten uns gütlich an Kaffee und gebratenen Bananen. Herrlich war es hier oben. Rings um uns ein Kranz von riesenhohen Bergen, oft bis zu den höchsten Höhen hinauf bewachsen. Sierra und Montana begegneten sich hier. Die Sierra ohne Baumwuchs gleicht grünen Almwiesen, während die Montana mit dem faltigen, immergrünen Riesenmantel des Urwaldes umkleidet ist.

Eine Stunde weit waren uns die Leute, Frauen und Kinder, Blumen in den Händen tragend, entgegen gekommen. Zehn Triumphbögen hatten sie errichtet, um ihrer Freude über den Besuch des Taita in ihrem Dorfe Ausdruck zu verleihen. Herrlich hoben sich unter den Urwaldblumen die weißen Lilien und roten Feuerlilien ab. Endlich ist das Haus, das sie dem Taita als Wohnung eingerichtet, erreicht. Es war gegen 5 Uhr. Ich betete noch bevor es dunkelt, mein Brevier, während Groß und Klein theilte, um noch letzte Hand an ihr Notkirchlein zu legen, das sie in der Eile mitten im Urwald errichtet hatten. Um 8 Uhr war Rosenkranz, wozu sie in großer Zahl erschienen. Der nächste Tag verging mit Taufen und Krankenbesuch. Gegen Abend kam ein Bote von dem 6 Stunden entfernten Orte Huayruro, der auch zu unserer Pfarrei Pozuzo gehört, aber von dort wenigstens 70—80 Kilometer entfernt ist. Noch keiner von uns drei Missionären hat es je gesehen und so nahm ich die Einladung an. Am nächsten Tage brachen wir auf. Auch die Leute, die mich von San Salvador nach Quita Sol begleitet hatten, gingen mit. Wieder hinunter den Berg bis zum Fluß, über eine mehr als wackelige Holzbrücke, hin über Steingeröll, langgedehnte Schutthalden, mannhohes Gras und Gebüsch, es ist mehr ein Stolpern wie Gehen. Gegen Mittag kamen wir nach San Quadalup, einem Weiler mit 4—6 weit zerstreuten Häusern. Zwei Triumphbögen schmückten den Platz vor dem Hause. Herr Herbasio Mugno ladet uns zum Mittagessen. Es gibt hier auch eine nette Kapelle. Nach dem kräftigenden Mahle geht es wieder weiter. Von 2—3 Uhr setzt strömender Tropenregen ein, ein richtiges Gußbad. Gegen Abend kamen wir in Huayruro an. Der Ort liegt nicht schön; eingeklemmt in ein enges Tal, das die Riesenberge der Sierra überschatten. Im Hause des Herrn Leoncio Arguine finden wir gastliche Aufnahme. Abends 8 Uhr ist Rosenkranz in einer kleinen Kapelle nebenan. Es ist erareisend unter diesen Menschen, so in stiller Nacht den Rosenkranz zu beten. Es sind einfache, schlichte Menschen, um die sich außer dem Priester niemand kümmert. Ich habe in der Zeit meines Hierseins diese Menschen lieben gelernt, sie lieben aber auch ihren Taita. Er ist ihnen alles. Hochmut oder Menschenfurcht kennt der Indianer überhaupt nicht. Bloß ein Beispiel:

Ich bin in meiner Hütte. Auf dem Tisch liegt das Missionskreuz. Ein Bursche von 20—25 Jahren tritt ein. Er begrüßt den Taita, sieht das Kreuzbild und schon hat er sich hingekniet und küßt ehrfürchtig das Kreuzbild. Am nächsten Tag ist hl. Messe um 9 Uhr. Mehr als zehn Tausen werden gespendet, darunter ein 7jähriges Mädchen, das so eindringlich um die hl. Taufe bittet. Ich erzählte ihm von Gott, von Jesus Christus, der aus Liebe zu uns ein kleines Kindlein geworden und daß die Sünden ihn an's Kreuz gebracht und betete dann mit ihm, das Missionskreuz in der Hand haltend, das Reuegebet. Dann schritten wir zur Taufhandlung. Schnell hatten die Indianer einen Kranz aus den herrlichsten Urwaldblumen geflochten, den sie ihm gleich nach der Taufe auf's Haupt setzten. Am 21. Juli kamen noch viele Stunden weit her zwei alte Leute, um noch getraut zu werden. Der Mann zählte schon 99 Jahre. Zwei Zeugen wurden gerufen, alles Notwendige zu Papier gebracht und dann die Ehe eingesegnet. Ihr Herz floß über voll Glück und Seligkeit. Da sie kein Geld hatten, schenkten sie dem Taita einen stattlichen Sockel, den mein kleiner Sakristan unter den Armen bis San Salvador trug. Gegen 10 Uhr traten wir unsere Rückreise an. Ein gut Stück Weges begleiteten uns die Leute von Huayruco, dazu kamen noch meine Begleiter von San Salvador und Quita Sol, also eine stattliche Prozession. Die Bewohner von San Quadalup kamen uns mehr als eineinhalb Stunden weit entgegen. Die Knaben trugen schöne, kleine Triumphbögen in den Händen, die Mädchen und Frauen Blumensträuße. Am Samstag, den 22. Juli war feierliches Trauamt. Zwei Paare schritten an den Traualtar und ihre Kinder empfingen die erste hl. Kommunion. Um 10 Uhr machten wir uns auf nach San Salvador, denn für den Sonntag wollte ich unbedingt wieder dort sein. 11 Triumphbögen hatten die Leute von San Salvador aufgestellt. Stunden weit waren sie uns entgegengekommen und als wir des Kirchleins ansichtig wurden, begannen die Glocken zu läuten, als gelte es einen Primizianten einzuholen. In San Salvador angekommen, war mein erster Gang mit den Leuten in die Kirche, dort verrichteten wir ein kurzes Dankgebet. Ich dankte noch meinen Begleitern für die Treue, lud alle zum Kaffee ein, verteilte Pozuzinerzigarren unter die Männer und als die Nacht hereinbrach, gingen alle froh und friedlich in ihre Behausungen.

P. Andreas Riedl. August 1939.



Sitten und Gebräuche bei den Bapedi.

(P. M. R. F. S. C.)

(Fortsetzung.)

II. Ehesitten und =Unsitten.

1. Allgemeines.

Auf dem Wege der Hochzeitsfeierlichkeiten gelangt man so ziemlich überall auf dieser buckligen Welt singend und tanzend in den Hafen der Ehe. So ergibt es sich ganz von selbst, daß nach den Hochzeitsgebräuchen die Ehesitten zur Sprache kommen. Die geneigten und geduldigen Leser brauchen nicht zu fürchten, daß nun eine lange Abhandlung oder, wie es in alten Büchern zu lesen ist, ein Traktat über die Ehe folgt. Dazu fehlt mir die Geduld und Euch wohl auch. Wie bei den Weißen so ist auch bei

den Schwarzen und unter diesen bei den Bapedi die Ehe mitunter eine Hölle, hie und da ein kleiner Himmel, für die meisten aber ein Fegefeuer zur Reinigung von eigenen und fremden Fehlern.

Der Bapedi ist ein Naturkind und hat in der Ehe nur oder wenigstens hauptsächlich den von der Natur selbst gegebenen Zweck, das Kind, im Auge. Das gilt für Mann und Frau. Das ist der Leitgedanke bei der Eheschließung, das der oberste Grundsatz im ehelichen Leben, das der Schlüssel, der uns das Verständnis öffnet so mancher uns Christen unverständlichen Sitten bei diesem Volke.

Ist das Kind da, dann ist Sonnenschein im elterlichen Heim, mag dies Heim noch so klein und arm sein. Kennt der Bapedi auch keine Liebkosungen und Zärtlichkeiten, wie solche anderswo üblich sind, so kommen Männlein und Weiblein im allgemeinen doch gut miteinander aus, wenn das Kind als Bindeglied die Ehe segnet. Gewiß ziehen auch am Bapedi-Egehimmel hie und da Gewitterwolken herauf; es kann auch mal einschlagen; aber merkwürdig ohne Donnerrollen und Krachen. Die Frau weiß eben, ohne St. Paulus gelesen zu haben, daß sie dem Manne untertan sein soll und schweigen besser ist als streiten. Ich habe bei unseren Bapedi nie ein zankendes Ehepaar beobachtet oder gehört — wie anderswo unter viel milderer Sonnenstrahlen.

Im großen und ganzen halten sie sich auch die eheliche Treue nach der Auffassung ihres Stammes. Ein Mediziner, d. h. ein Kräuter-Doktor und Giftmischer — an Jahren und Erfahrung reich, beteuerte mir, daß ein ertappter Ehebruch mit dem Tode beider Delinquenten ein geräuschloses Ende findet. Wie wäre es, wenn man in Europa so eine Roßkur einführen würde? Arme Kultur! Im übrigen — und das ist ein gutes Zeugnis für die Frau — ist der Mann diesbezüglich wenig geneigt zu widerlichen Eifersuchtszügen und Anwandlungen und schenkt Ohrenbläsern kein Gehör. Die gute Folge davon ist, daß die wenig in Ehren stehende Kunst von Klatschbasen bei den Bapedi sich nicht einbürgern konnte. Diese gegenseitige Treue gilt freilich nur von den Männern die bei ihrem Stamme nach den althergebrachten Gesetzen wohnen und leben. Heutzutage gehen viele oder werden vielmehr gelockt in die Kohlen-Gold- und Diamant-Gruben und andere Bergwerke, wo sie Monate und Jahre lang in eigenen Negeriedlungen (Lokations), zu hunderten und tausenden zusammenwohnen müssen. Diese Siedlungen sind vielfach wahre Lasterhöhlen, wo die schutzlosen Naturkinder nur zu oft an der natürlichen Sittlichkeit Schiffbruch leiden.

Auch wenn der Mann mehrere Frauen hat, ist das Zusammenleben im allgemeinen ein friedliches. Der Sitte gemäß hat jede Frau nach einer gesetzmäßig geregelten Ordnung ihre eigene Hütte; links und rechts von der des Mannes gewöhnlich kreisförmig angelegt, sind die Hütten der Frauen. Die des Mannes befindet sich vis-a-vis vom Eingang zum Kral. Jede Frau kocht für sich; und der Mann geht abwechselnd bald zur einen bald zur anderen zwar nicht zu Tisch, denn dieses Möbel braucht der Neger nicht, wohl aber zum Mahle. Das gleiche gilt von der Nachtruhe, wenn er nicht in seiner eigenen Wohnung schlafen will. Jede Frau bekommt ihr eigenes Feld zu betreuen. Nach altem Brauche sind die Frauen so feinfühlerig und rücksichtsvoll, daß z. B. keine Frau im Bedarfsfalle eine ihrer Mitfrauen ersuchen wird ihr beim Unkraut jäten oder bei der Ernte zu helfen, damit es ja nicht den Anschein habe, die andere sei ihre Magd. Wohl aber kann die andere sich freiwillig zur Mitarbeit anbieten. Selbst

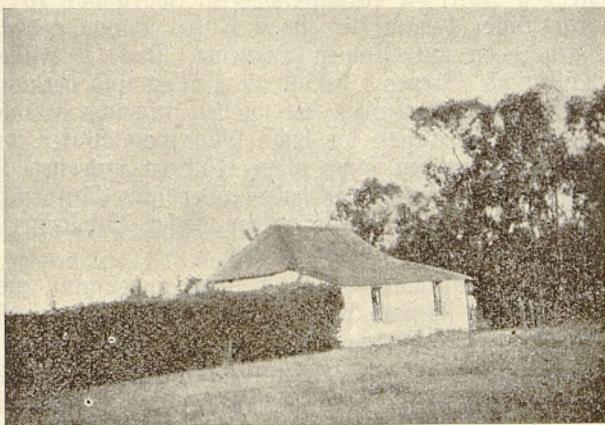
die Hauptfrau besitzt keinen Rechtsanspruch auf einen Dienst der anderen Frauen ihres Mannes, wengleich sie ansonsten in allen Dingen tonangebend ist. Nur die Mädchen unterstehen ihr. Der Häuptling, besonders der Großhäuptling ernennt einen Minister, um die Ordnung unter den vielen Frauen zu überwachen und eventuelle Streitigkeiten zu schlichten. Auf diese Weise steht er außer Schußweite und läuft keine Gefahr seine Unparteilichkeit einzubüßen. Das sind alles weise Regeln um ein friedliches Zusammenleben zu ermöglichen und zu sichern. Und so bleibt es auch, bis eines schönen oder traurigen Tages mitunter auch bei Nachtzeit der Sensemann kommt und die festen Bande zerschneidet wie anderswo auch.

Also für gewöhnlich endet die Bapediehe mit dem Tode; das will aber nicht sagen, daß es keinen anderen Weg der Trennung gibt, wie wir gleich sehen werden.

2. Ho hlala — Ehescheidung.

Eigentlich ist der Ausdruck nicht ganz passend, denn unsere Eingeborenen kennen kein Ehescheidungs-gesetz nach unserer Auffassung. Sie haben eben in Ehesachen eine vom wahren Glauben ganz abweichende, sittliche Auffassung und lösen gewisse heikle Fragen nach ihren eigenen Gesichtspunkten. Verweigert sich z. B. ein Mann seiner Frau, so steht ihr kein gesetzlicher Weg offen, die Eherechte vom Mann zu erzwingen. Sie kann nur ihre Eltern davon benachrichtigen, die den Schwiegersohn im Guten zur Erfüllung seiner Pflicht ermahnen dürfen. Weigert sich dieser trotzdem standhaft, so hat die Frau kein Recht eine Ehetrennung zu verlangen. Wohl aber steht ihr nach Stammes-sitte frei, Mutter zu werden von wem immer sie will. Denn wie schon oben bemerkt, ist die Ehe da de's Kindes wegen. Verweigert ihr der Mann dasselbe, so darf sie es anderswo holen. Sollte der Mann sie der Untreue anklagen, so gilt seine Klage beim Häuptling nichts. Nach des Volkes Auffassung ist dies eben kein Ehebruch. Es fällt auch keine Schande auf die Frau. Deren Kinder sind legitimiert und gelten als die Kinder ihres wirklichen Ehemannes.

Unter Ehescheidung verstehen wir also besser die Tatsache, wenn ein Teil den anderen verläßt oder entläßt.



Erstes Pfarrhaus im Lande der Bapedi.

a) Die Frau brennt dem Manne durch.

Es wird dieser Fall nicht oft vorkommen; und wenn er vorkommt, ist es für die Flüchtige äußerst schwer, die That zu rechtfertigen. Es wurde bereits bemerkt, daß die Verweigerung der Ehepflicht vonseite des Mannes keinen Grund bildet für die Frau, den Mann zu verlassen. Auch körperliche Mißhandlung bietet kaum eine Entschuldigung. Ich weiß von einem Falle, wo ein Mann in einem Anfall von Zorn nach reichlichem Biergenuß der Frau ein Ohr abgeschnitten hatte. Sie lief zu ihren Eltern und brachte den Fall vor den Häuptling mit dem Ersuchen, ihre Flucht als gerechtfertigt zu erklären. Zu bemerken ist, daß in diesem Falle nicht die Eltern als Verteidiger auftraten, sondern nach Bapedisitte ihr mütterlicher Onkel, dem wohl zu diesem Zweck ein Stück von den Heiratsrindern geschenkt werden muß. Die Flucht der Frau wurde als ungerechtfertigt erklärt. Wohl aber wurde der Mann bestraft und zwar nach dem mosaischen Gesetz: Aug um Aug, Zahn um Zahn; es wurde ihm ebenfalls ein Ohr abgeschnitten.

In diesem Falle trug die Frau das Zeichen der Mißhandlung sichtbar herum. Ansonsten sind die Negerfrauen klug genug und schwätzen nicht aus, was sich Mißliches zwischen den häuslichen Wänden ereignet und ersparen sich so den billigen Spott des zarten Geschlechtes.

Der Ehemann selber unternimmt für gewöhnlich nichts, um eine entlaufene Frau heimzuholen. Dafür liegt es im größten Interesse ihrer Eltern, dieselbe wieder zum Manne zurückzuschicken. Die Sache hat nämlich einen großen Haken und diesen Haken bilden die gehörnten Lennalo, die Heiratsrinder.

Kann nämlich die Frau nicht nachweisen, daß ihre Flucht begründet ist und kehrt sie nicht zurück, so hat der Mann Rechtsanspruch auf alle für sie hergegebenen Rinder mit Ausnahme des Stückes, das an dem mütterlichen Onkel der Frau abgeliefert wurde; und zwar nicht bloß auf die gleiche Anzahl von Rindern, sondern auf dieselben Rinder, die er für die Frau gezahlt hat samt allem Zuwachs, ganz gleich in wessen Hand oder Kral sie sich nun befinden. Das ist nun eine verwickelte Geschichte, die viel Staub aufwirbelt und viel Kopf- und Herzerbrechen bereitet, denn der Neger Herz hängt am Ruchschwanz.

Sezen wir den Fall, die entlaufene Frau ward vor 10 Jahren verheiratet und ihr Vater bekam für sie 6 Rühe. Davon verkauft er zwei an einen Eingeborenen mit Namen Sarpence. Diese 2 Rühe werfen in 3 Jahren 4 Kälber ab. Sarpence behält die Kälber und verkauft die Rühe weiter an einen gewissen Jeremias, der wieder Zuwachs bekommt. Brennt nun die Frau durch, so müssen die sechs Rühe vom Vater ihrem Manne wieder zurückerstattet werden samt allen Kälbern und den Kälbern der Kälber. Die derzeitigen Eigentümer haben allerdings Anspruch auf Schadenersatz gegenüber dem Verkäuferr. Aber dieser Schadenersatz erstreckt sich nur auf die Rühe, nicht auf die Kälber.

Sind die Rühe nicht mehr erfassbar, weil unbekannt, wohin sie gewandert sind, so müssen sie nach Uebereinkunft durch andere ersetzt werden.

Sind sie hingegen einer Krankheit oder der Hungersnot zum Opfer gefallen, was im regenarmen Sekukuniland keine Seltenheit ist, dann braucht der Vater bis zu 9 Stück nur eines zu stellen, waren es über neun Stück, dann zwei, aber nie mehr.

Heutzutage beim rascheren Verkehr und Wandel der Dinge wird bei

manchem Stamme nicht mehr so stark auf die Identität der Kinder gedrungen.

So schieben also die Heiratsrinder der Ausreizlust einer Frau einen gewaltigen Kiegel vor und zwingen deren Verwandte dazu, alle guten oder bösen Schritte zu tun, um ihren Mut wieder neu zu stärken, daß sie unter das Ehejoch zurückkehre. (Fortsetzung folgt.)



Makubela.

Ein Zulu-Märchen.

Als der alte Häuptling Mpondo im Sterben lag, baten die Ältesten ihn, den Namen seines Nachfolgers bekannt zu geben. Zwölf seiner Söhne waren gegenwärtig, er aber fragte nach seinem Sohne Sibula. „Sibula ist auf der Jagd,“ hieß es. Der erste Ratsherr sah des Häuptlings Stirnrunzeln und beeilte sich, hinzuzufügen: „Sibula jagt den Löwen, der letzte Nacht in den Kraal einbrach und des Häuptlings bestes Kuhkalb raubte.“ Da war Mpondo zufrieden und nannte Sibula als seinen Nachfolger, wie er es vorgehabt.

Das Begräbnis fand statt, und Sibula war noch nicht zurück. Der älteste Bruder meinte, der Löwe habe ihn sicher getötet und er begann, Pläne zu schmieden, selbst Häuptling zu werden. Sibulas kleiner Sohn, ein Jahr alt, saß am Boden und spielte mit den Knöchelknochen eines Ochsen. Plötzlich rief er, der noch nie ein Wort gesprochen, seiner Mutter zu, sie möge fliehen, denn Gefahr bedrohe sie. Die Mutter erschrak beim Klange seiner Stimme, aber Sibulas Großmutter, die mit ihr in der Hütte saß, riet ihr, zu fliehen. So band sie sich denn Makubela, das Kind, auf den Rücken und ging eilends davon. Kaum war sie fort, als Männer kamen, um sie zu töten, denn der älteste Bruder ihres Mannes hatte sich selbst zum Häuptling gemacht und entledigte sich aller derer, die ihm im Wege stehen konnten.

Makubela zeigte seiner Mutter einen Pfad an, dem sie folgte. Es dauerte nicht lange, und sie begegneten Sibula, der des Löwen Fell auf seinen Schultern trug. Als er den Bericht seiner Frau vernommen hatte, legte er die wehenden Straußenfedern, die seinen Kopf zierten, ab und kroch im hohen Grase dahin, bis er die Krieger kommen hörte, die seine Frau verfolgten. Sie sprachen laut miteinander, denn sie waren ja nur hinter einem Weibe her, und da war Vorsicht nicht vonnöten.

Als Sibula die Reden der Krieger gehört hatte, mußte er, daß es zu spät war, zu seinem Heime zurückzukehren. So folgte er seinem Weibe und zwei Männern, die er vorausgeschickt. Sie flohen schnell und weit, bis sie eine Wüste erreichten. Dort mußten sie sich für verloren geben, denn sie fanden keine Bäume mehr zur Deckung, und die Verfolger waren ihnen auf den Fersen. Doch Makubela pfiß, und ein Schwarm schwarzer Finken kam zu ihm geflogen, die sehr lange Schwänze hatten. Jedem Vogel zog er eine Feder aus und steckte die Federn in den Boden. „Lasset uns weiterziehen!“ und sie gingen weiter. Als die Verfolger ankamen, sahen sie die Sakabula-Federn im Boden und hielten stille. Sie waren erstaunt und erschreckt. Sie verstanden nicht, was die im Boden steckenden Federn bedeuteten und befürchteten einen Zauber.

Sibula sah keinen andern Ausweg, als zur Familie seiner Frau zu gehen, um entweder dort zu bleiben oder mit Hilfe jener Leute seine Häuptlingschaft wieder zu gewinnen. Keine der beiden Möglichkeiten gefiel ihm, denn er war stolz und mutig. Aber Makubela sprach wieder, und seine Eltern hörten ihn an. „Laßt uns einstweilen suchen“, sagte er, „wir werden schon etwas finden.“ Nach einiger Zeit sahen sie ein Dorf in der Entfernung. Da bat Makubela seine Mutter, ihn ans Ufer des Flusses zu tragen, von dem die Leute jenes Dorfes tranken, und ihn dort im Schilf zu lassen. Die Mutter tat das, und die Eltern und die beiden Männer versteckten sich in der Nähe.

Als die Sonne höher gestiegen war, kamen die Mädchen des Dorfes, um ihre Töpfe mit Wasser zu füllen. Während sie lachend herumplätscherten, schlüpfte Makubela in einen noch leeren Topf und bedeckte sich von innen mit grünen Zweigen, wie sie auf die Oberfläche des Wassers gelegt werden, um das Ueberfließen zu verhindern. Als die Mädchen dann ihre Töpfe auf ihre Köpfe hoben, um sie hinwegzutragen, bemerkte dasjenige, das Makubela trug, nichts Außergewöhnliches. Sie kamen zu den Hütten des Dorfes, setzten die Wassertöpfe im Schatten ab und wollten sich entfernen, als Makubela ausrief: „Gebt mir zu essen!“ Die Mädchen sahen umher, erblickten aber niemand. Da sagte eines von ihnen: „Es ist das Wasser, das spricht.“ Ein anderes meinte: „Vielleicht ist der Geist des Wassers in einen Topf gekrochen; wir müssen ihm Essen bringen, sonst wird er böse.“ Sie waren wohl sehr erschreckt, liefen aber eilends und brachten Eßsachen, die sie neben den Töpfen niederlegten. Dann entfernten sie sich wieder, nur eine Neugierige blickte zurück und gewahrte Makubelas kleine Hand. „Wau!“ rief sie aus, „es ist wirklich Tikolosche, der kleine braune Wassergeist.“ Makubela aber sagte leise: „Hört, meine Schwestern, ich bin in Sorge wegen euch, denn ihr seid gut. Es kommt ein großer Häuptling dieses Weges, der euch alle ohne Zweifel töten wird. Ich aber habe Erbarmen mit euch und warne euch.“

Die Mädchen begannen zu heulen und zu wehklagen; einige ältere Frauen eilten herbei, und dann kamen auch Männer herzu. „Ist es wirklich ein Mann. „Ein sehr großer Häuptling, der da kommt, o Ehrwürdiger?“ fragte ein Mann. „Ein sehr großer Häuptling, kühner als der Löwe, stärker als der Elefant und schlauer als der Schakal. Er ist ein Löwentöter; werden die Leute von Takala nicht zittern unter den Blicken eines solchen Häuptlings?“

Takala, der Häuptling des Dorfes, watschelte selbst daher. Er war sehr fett und zitterte unter seiner Fellkleidung. „Was müssen wir tun, Ehrwürdiger, um das Gemetzel zu verhindern?“ „Laßt die Mädchen mich zu meinem Versteck am Ufer zurücktragen“, sagte Makubela, „und ich will mit Sibula, dem großen Häuptling sprechen, daß er euch nicht töte. Ihr müßt euch aber ihm unterwerfen!“

Zitternd vor Angst trug eines der Mädchen den Topf mit Makubela zum Flußufer zurück, begleitet von seinen nicht minder erschreckten Genossinnen. Sie setzten den Topf im Schilf nieder und liefen davon, so schnell sie konnten. Makubela kroch aus dem Topfe und rief nach seinem Vater. „Geh ins Dorf und nimm es“, sagte er ihm, „denn es ist dein, und dein sind die Leute!“

Sibula und seine zwei Männer gingen zum Dorfe. Als Takala, der fette Häuptling, Sibulas ansichtig wurde, mit den Löwenkrallen um den Hals und dem Löwenfell auf den Schultern, kroch er durch ein Loch

auf der Rückseite seines Kraals und lief davon, so schnell sein Gewicht es erlaubte. Er fiel in eine Elefantenfalle und kam kläglich um. Da er ein sehr schlechter, grausamer Häuptling gewesen, vermißten ihn seine Leute nicht.

„Erschlage uns nicht, o großer Häuptling!“ riefen die Leute des Dorfes Sibula zu, als er sich näherte und beugten sich tief vor ihm. Der neue Häuptling verlangte nach Speise, die sie ihm gut und reichlich brachten.

Nachher aber stand der Nyanga, der Zauberer, auf, der eine List vermutete, weil er selbst immer List anwendete, und stieß den Topf um. „Ha“, rief er aus, „der Topf ist leer; wo ist Likolosche?“ „Der Ehrwürdige ist selbstverständlich am Flusse, Alter“, erwiderte Sibula gleichgiltig. Der Nyanga rief einige seiner Freunde herbei und ging mit ihnen zum Flusse. „Likolosche, großer Geist, bist du hier?“ „Pack dich fort, Dummkopf, ehe dich ein Uebel befällt“, sagte Makubela, „sorge, daß ich dich nicht in der Nacht in deiner Hütte auffuche!“

Demütig kroch der alte Mann zu Sibula zurück und huldigte ihm, da er nicht mehr zweifelte, daß der Geist des Wassers tatsächlich gesprochen und gehandelt.

Nachher band Makubelas Mutter ihr Kind wieder auf ihren Rücken und trug es in Sibulas neuen Kraal. Das neue Dorf war in weit fruchtbarer und besserer Lage als Sibulas alte Heimat, weshalb er beschloß, sich hier ständig niederzulassen. Niemand bestritt seine Hoheitsrechte; er wurde ein sehr guter Häuptling, und seine Leute lebten glücklich und zufrieden. Nach ihm wurde Makubela Häuptling, der nie mehr die Zaubergaben zeigte, die er in seiner frühen Kindheit besessen.



Der Rosenkranzmonat.

Längst vorbei
Ist der Mai,
Der dir grüßend in Blüten gelacht —
Holde Königin, Mutter Maria!

Noch einmal
Schmückt das Tal
Dir der Herbst in buntfarbiger Pracht —
Holde Königin, Jungfrau Maria! π

Als Missionsarzt unter den Basuto.

Wie eng der Beruf des Missionsarztes mit dem des Missionärs verknüpft ist und wie groß das Vertrauen ist, das die hilfsbedürftigen Eingeborenen dem guten Missionsarzt entgegenbringen, geht aus den Briefen einer tüchtigen idealgesinnten Schweizer Missionsärztin hervor, die un-

ter den Basuto seit 1937 arbeitet. Wir bringen einige Auszüge aus ihren Briefen und greifen so dem Jahresbericht des Würzburger Missionsärztlichen Institutes vor, der hoffentlich auch diesmal im Jahre 1940 noch erscheinen kann.

Paray (Basutoland, Südafrika).

„.... In meinem Schaffen bin ich nicht im geringsten gehindert, alles geht seinen alltäglichen Gang wie vorher. Unter der Einsamkeit leide ich sozusagen nie. Ich lebe meinem Berufe, der hier in der großen Weltgeschichte einzig schön ist; je mehr er von mir verlangt, umso glücklicher bin ich.

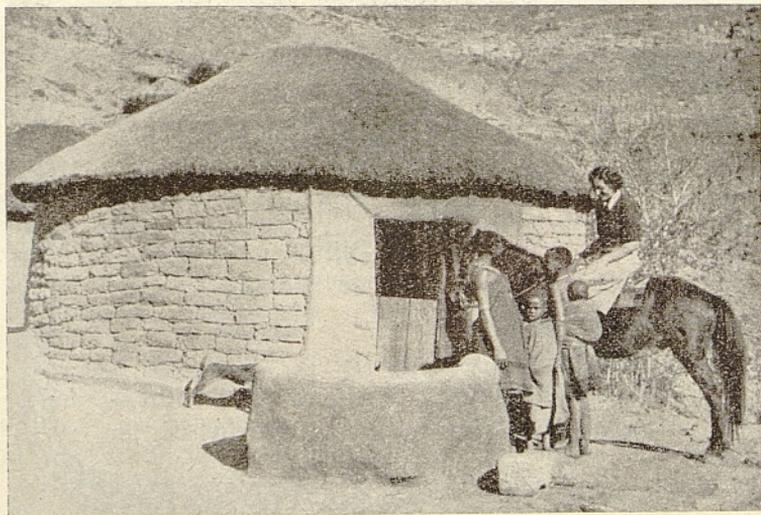
.... Es gibt hunderte von Fällen, wo der Arzt den Weg zu einem besseren Leben zeigen darf. Unser Spital ist schon vielfach Wegweiser geworden; dort ist die Wiege der Katechumenen. Nehmen wir den Fall X.

.... Auch er war einer von denen, die nicht mehr Gesundheit des Leibes fanden, deren Seele aber den Weg heimgefunden hat.

Mit großem Interesse folgte er allmählich den Katechismusunterweisungen der Eingeborenen-schweftern. Am 3. Dezember wurde er getauft. Er war in der allerbesten Disposition. Die Gnade hatte ihn ganz erfasst. Wie ein Held ertrug er die immer heftiger werdenden Schmerzen. Zu Hause erbaute er alle. Für die Kirche warb er neue Mitglieder; seine Frau und seine drei Kinder ließen sich als Katechumenen aufnehmen. Inzwischen ist er schon in den Himmel eingegangen.

Es ist bezeichnend, wie die Eingeborenen Namen geben. Es ist immer ein Zusammenhang mit den Ereignissen zur Zeit der Geburt.

.... In jener Zeit hatte ich viel Gelegenheit zu helfen. Ich konnte



Missionsärzte in Südafrika.

Wir sehen eine der in Südafrika so unermüdtlich tätigen Missionsärztinnen, die alle aus dem Würzburger Missionsärztlichen Institut hervorgegangen sind. Frl. Dr. Ditton in Umlamli im Apost. Vikariat Aliwal North stationiert macht gerade auf ihrem ausdauernden kleinen Gebirgspferd einen Krankenbesuch. Wie sie widmen sich andere idealgefinnte Ärztinnen ihrem Dienst als Helferinnen der Missionäre — zu Pferd, im Auto und zu Fuß. Sie helfen den armen Eingeborenen an Leib und Seele, ihr Kommen wird von jenen als das „Erscheinen Gottes“ aufgefaßt.

(Fides-Foto.)

mit meinen „Schätzen“ aus der Schweiz mehrere Kinder kleiden, andern durfte ich im Spital helfen, da sie sich den dortigen Aufenthalt nicht leisten konnten. Das brachte mir wieder neue Namen ein: „Mutter der Barmherzigkeit“, Mutter der Armen. Mein eigentlicher Name ist „Mutter der Bajuto“. Viele Kinder tragen diesen Namen oder „Mutter Doktor“.

..... Jedes Monatsende komme ich nach dem $4\frac{1}{2}$ bis 5 Reiststunden entfernten Mashai. Die anderthalb Tage bringen gewöhnlich 120 Patienten. Der Novemberbesuch hat mir gleich an einem Tag drei Seelchen gegeben. Eines der Kinder trug den Namen „Ntho feela“; „Es ist nur ein Ding“. Schon der Name sagte mir, daß hier wieder ein Stück Unglauben dahinter versteckt sei. Ich fragte nach der Ursache, warum das Kind so geheißt werde; sie erzählten mir, daß bereits 3 Kinder gestorben seien. Das übrige war mir nun klar. Mit dieser Namensbezeichnung wollten sie das Kind vor dem bösen Geist retten: Das Kind ist in dessen Augen nur, was der Name sagt; also für ein „Ding“ dürfte er sich wohl kaum interessieren. Doch der Name half nichts; nach etwa 14 Tagen starb „Ntho feela“...

Noch ein außerordentlicher Fall. Eine Frau hatte zwei Männer geschickt, ich möchte gleich kommen; sie hätte auf dem Weg zum Spital einem Kind das Leben geschenkt. Sie sei ganz allein. Es war klar, da konnte ich nicht länger zögern. Als ich an die Geburtsstätte kam, fand ich die Frau auf einem Steine sitzend, ihr Kindchen in den Armen haltend. Ihr Mann war inzwischen auch eingetroffen. Sie waren alle höchst vergnügt. Die Frau wollte trotzdem noch ins Spital kommen, obwohl alles glücklich vorüber war. Ich kontrollierte die Nachgeburt. Alles war in Ordnung. Die junge Mutter hüpfte herum als ob nichts geschehen wäre. Ich gab ihr noch eine Einspritzung, um einer eventuellen Blutung vorzubeugen. Sie setzte sich aufs Pferd, ihr Mann ging zu Fuß und trug das Kind auf seinen Armen. So landeten wir glücklich im Spital.

Der Kleine bekam den Namen „Nahu“, d. h. das Feld. Das wird ihn für seine Lebenszeit an seine Wiege erinnern. Am nächsten Tag wurde ein Xaverius aus ihm. Er gedeiht ganz prächtig.

..... Ich ritt in Begleitung eines Schweizer Landsmannes in der Richtung der protestantischen Bergstation Moshlanapeng. Eine werdende Mutter wollte meine Hilfe. Die Einspritzung wirkte gut. Ich sollte der Kleinen den Namen auf Sesotho geben. Im Hinblick auf das große Sehnen, das die ganze Welt beseelt, nannte ich die Kleine „Ma'a Khotso“ — „Mutter des Friedens“. Die junge Mutter hat mir dann die Kleine gleich anvertraut: „Sie soll Dein Kind sein und daher auch in Deiner Religion getauft werden“.

Gerade heute hat jemand ihr Kommen auf nächsten Sonntag angefangt. Da soll sie dann ein Mitglied unserer Kirche werden....

(Fides, Juni 1940.)



LANZE UND KREUZ.

Geschichtliche Erzählung von Br. A. Cagol F. S. C.

(Fortsetzung.)

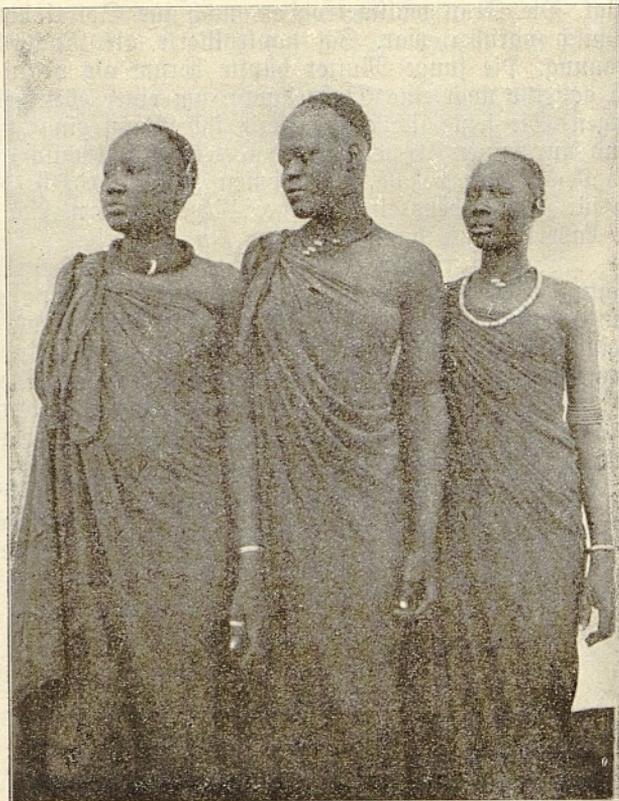
II.

In Räuberhänden.

Im unheimlichen Glaste des brennenden Dörschens stießen die drei Barken vom Ufer ab, suchten die Mitte des Stromes auf und begannen flußabwärts zu gleiten. Aus den nächsten Dörfern erschienen die ersten wehrhaften Männer am Ufer, in ohnmächtiger Wut ihre Lanzen und Keulen schwingend. Wie zum Hohne sandten die Nubier noch etliche Schüsse hinüber, deren Geschosse, über die Wasserfläche pfeifend, das schilfbewachsene Ufer nicht erreichten.

In aller Eile waren die armen Opfer des nächtlichen Ueberfalles in die tiefen Laderäume der Barken gestoßen worden, wo sie sehen mochten, wie sie ihre Leiber und Gliedmaßen unterbrachten. Gemeinsames Unglück erzeugt gegenseitiges Mitleid. Die Leidensgenossen suchten sich den engen, unbequemen Schiffsbäuchen und gegenseitig anzupassen, so gut es ging. Es waren bereits Bewohner zweier Dinkadörfer in den Schiffen verteilt, die zwei Nächte vorher geraubt worden waren.

Unter den Schiffern herrschte frohe Stimmung. Der gute Fang ver-



Schillukmädchen.

sprach guten Lohn. Würziger Duft frisch bereiteten Mokkas stieg auf, und unter heiteren Gesprächen schlürfteten die auf den Vorderteilen der Barken versammelten Sklavenjäger den anregenden dunklen Trank. —

Die Morgensonne fand die kleine Flotte im Flusse ankernd, angesichts der großen „Zeriba“ Hellet Kaka. Das freundliche Tagesgestirn sandte nur wenig Licht in die Schiffsräume. Da lagen die armen Naturkinder aneinandergespercht, der Freiheit beraubt, ihren Lieben entzerrissen, einer unbekanntem, düstern Zukunft entgegengehend.

Tiefes Heimweh nach ihrem eintönigen, steppenartigen Lande, nach ihren behaglichen Wohnhütten, nach ihrem buntfleckigen, großhörnigen Vieh, nach Fluß und Wald, nach heimischem Kriegsspiel und Tanz, nach Nilperdfleisch und Durrabrei, nach Fisch und Hirsebier, nach Freunden und Sipperwandten, nach Geschwistern und Eltern. War die Erinnerung an die verlorenen Güter bitter, so nicht weniger schmerzlich der Gedanke an die Zukunft. Was wird ihr künftiges Los sein? Wer wird ihr künftiger Herr sein? Wie wird er sie behandeln? Wie wird es den Leidensgefährten ergehen? Wird man sie trennen? Werden sie je ihre traute Heimat, ihre Landsleute wiedersehen? Alles das sind Fragen, auf die sie keine Antwort finden. Niemand ist aufgelegt zum Sprechen. Alle sind trostbedürftig, und keiner kann Trost spenden. Wenn jemand eine kurze Bemerkung macht, so geschieht es im Flüstertone.

Ador war von ihrem Erbeuter auf der größten Barke untergebracht worden. Er war ein großer, schlanker Mann, stammte aus Dongola und hörte auf den Namen Ghali. Er war einer der führenden Männer der Gesellschaft und genoß großes Ansehen. Er betrachtete die wohlgebildete Schillukjungfrau als sein persönliches Eigentum, und niemand wagte ihm zu widersprechen.

Ador befand sich in Gesellschaft von Dinka-Gefangenen, die ihr völlig fremd waren; von ihren Schilluk-Bekanntem aus dem Dorfe Ubur war sie getrennt.

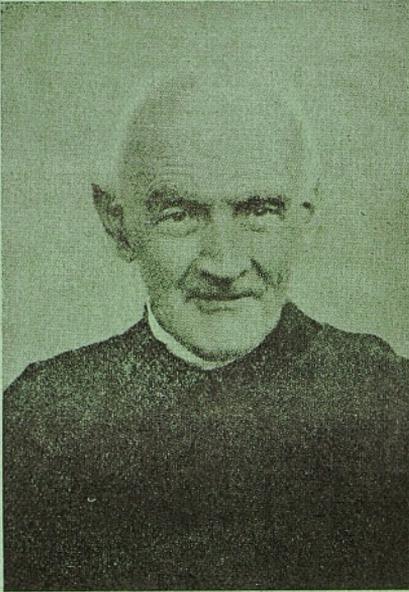
Bald erschollen Kommandorufe von Schiff zu Schiff. Die Segel wurden wieder entfaltet und kurze Zeit darauf knirschten die Riele der Barken auf dem Ufersande. Die Schiffsluken wurden aufgerissen und die Sklaven aufgefordert, ans Ufer zu kommen, was sie blinzelnd und stolpernd taten, denn ihre Augen waren das grelle Sonnenlicht nicht gewöhnt und ihre Glieder infolge des Plagmangels ungelent. Am Ufer harrete ihrer eine Anzahl bewaffneter Nubier, die sie zusammenseilten und in ihre Mitte nahmen. Dann ging es durch hohes Gras landeinwärts, in abendlicher Richtung.

Bald wurden die auf einer Bodenwelle errichteten Strohdächer der nubischen Ansiedlung sichtbar. Nach viertelstündigem Marsche langte der Zug vor dem Graben und Erdwall mit Dornenverhau an end betrat durch einen schmalen Zugang das Innere des Dorfes.

Vor den Augen der Gefangenen tat sich eine Ansammlung dicht gedrängter Hütten auf, zwischen denen Hühner herumliefen und vor deren Eingängen vereinzelt, mit Kocharbeiten beschäftigte Weiber kauerten, die sogleich ihre Tätigkeit unterbrachen, um ihre Neugierde an dem Schauspiel des Beutezuges zu befriedigen und mit den heimkehrenden Genossen Eindrücke und Neuigkeiten auszutauschen. Durch eine enge, schattige Gasse ging es einem freiem Mittelplatz zu, wo Halt gemacht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diener Gottes Bruder Meinrad Eugster von Einsiedeln.



Bruder Meinrad (Josef Gebhard) Eugster wurde geboren den 23. August 1848 in Altstätten, im St. Gallischen Rheintal als das jüngste von 12 Geschwistern. Sein Vater war Lehrer in der Schule am Säzberg bei Altstätten. Die Familie war nicht begütert; der Ertrag eines kleinen Berggütchens, das man selber bewirtschaftete, diente zum Unterhalt. Statt zeitlicher Güter besaß aber die Familie ein Gut, um das sie mancher Reiche beneiden konnte: tiefgläubige Religiosität.

Mit 16 Jahren kam Gebhard zu einem Schneidermeister in die Lehre. Nach Ablauf der Lehrzeit begann für ihn die Wanderschaft, auf der er seinen Klosterberuf finden sollte. Der Schneidergeselle klopfte an der Klosterpforte von Einsiedeln an. Im Stift, wo er zunächst als weltlicher Angestellter in der Klosterschneiderei arbeitete, erkannten die Obern schon bald, daß sie es mit einem tieffrommen und braven Menschen zu tun hatten. Am 29. August 1874, und am 5. September 1875 legte er seine einfache Ordensprofes ab, wobei er den Namen Meinrad erhielt.

Die fünfzig Jahre seines Ordenslebens waren eine beständige genaueste Verwirklichung des Wahlpruches des hl. Benedikt: Bete und arbeite! Als sehr gewissenhafter Ordensmann nahm er es außerordentlich genau mit der Erfüllung seiner Ordensgelübde. Er hatte eine tiefe Herzensdemut, mit der er alle seine großen Tugenden zu verbergen suchte. Demut und Bescheidenheit: das war sein besonderer Charakterzug. Durch ein Leben beständiger Selbstverleugnung suchte er sich den Himmel zu erwerben. Jeden Anlaß benutzte er, um Buße und Abtötung zu üben. Bruder Meinrad war herzlich fromm. Jeden freien Augenblick nutzte er aus zum Gebet und zu Liebesdiensten. In seinem Herzen glühte eine zart innige Nächstenliebe.

Der 5. September 1925 wäre der 50. Jahrestag seiner Gelübdeablegung gewesen. Doch sollte Bruder Meinrad sein Profesjubiläum nicht mehr erleben. Ein Mitbruder gratulierte ihm zum voraus zu seinem Ehrentag; aber der gute Bruder meinte lächelnd: „Ich jubilire dann im Himmel“.

Anfangs Juni 1925 befiel ihn ein starker Husten, der ihn sehr quälte. Die menigen Kräfte, die der Siebenundsiebzigjährige noch besaß, schwanden mehr und mehr. Ein Mitbruder sagte zu ihm: „Bruder Meinrad, Euer Gesundheitszustand ist ziemlich ernst.“ Darauf seine ruhige, treffliche Antwort: „O, es ist im Himmel droben auch schön“.

Bruder Meinrad starb am 14. Juni 1925 im Ruhe der Heiligkeit. Nach seiner Beerdigung sagten die Mitbrüder: „Heute haben wir einen Heiligen beerdigt.“ Gutes tun, das war seine Freude, als er noch unter uns weilte. Und Gutes, das will er auch jetzt vom Himmel her. Dies beweisen die über die Tausende gehenden auffallenden Gebetserhörungen und Heilungen, die auf seine Fürbitte geschehen sind und fortwährend geschehen. Selbstverständlich wird diesen Gnadenweisen, gemäß den strengen kirchlichen Vorschriften nur menschliche Glaubwürdigkeit beigegeben und einem höhern Urteil in keiner Weise vorgegriffen.

Infolge dieser vielen und großen Gebetserhörungen war von vielen der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte der Selig- und Heiligensprechungsprozes des Dieners Gottes eingeleitet werden. In Rücksicht auf dieses allgemeine Verlangen des Volkes wurden im Frühling letzten Jahres die ersten Schritte für seine Seligsprechung unternommen. Am 27. April 1939 war die feierliche Eröffnungsitzung des Informationsprozesses, und am 17. Mai dieses Jahres wurde derselbe mit der 86ten Sitzung feierlich geschlossen. Die Prozesakten sind schon der heiligen Ritenkongregation in Rom übergeben worden.